

SINN UND SENDUNG · Band 17

WORT
+ UND
WERK

32
**HEILIGUNG
DER ARBEIT**



Klaus M. Becker / Gerhard van Kaick
Leo Scheffczyk / Johannes Baptist Torelló

Heiligung der Arbeit

SINN UND SENDUNG
Band 17
Herausgegeben von Klaus M. Becker

Klaus M. Becker / Gerhard van Kaick
Leo Scheffczyk / Johannes Baptist Torelló

Heiligung der Arbeit

Dokumentation des vierzehnten
Internationalen Priestertreffens
in Deutschland vom 16. bis 18. August 1983
in Köln

ND 3230

58002

CAY 1983/CA
BIBLIOTICA

Verlag Wort und Werk, Nettetal

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	9
Einführung:	
Arbeit als Thema der Spiritualität von Klaus M. Becker, Köln	13
Die Heiligung der Welt — Die Aufgabe des Christen von Leo Scheffczyk, München	59
Spiritualität im Alltag von Johannes Baptist Torelló, Wien	91
Heiligung der Arbeit von Gerhard van Kaick, Heidelberg	114

Titelbild: Adolf Menzel, „Das Eisenwalzwerk“ 1875 (Ausschnitt)
Berlin Nationalgalerie

ISBN 3 8050 0159 2
© 1984 Verlag Wort und Werk, 4054 Nettetal 2
Druck: Luthe-Druck, Köln

Vorwort

„In Geist und Wahrheit“ (vgl. Reihe *Sinn und Sendung* Band 16) ist Gott anzubeten. Der Mensch erfüllt den Sinn seines Daseins in der wahren Hinwendung zu Gott, die sich im Gebet ausdrückt, ein Gebet, das nicht allein auf den Akt der Frömmigkeit, der Tugend der Religion, als Sammlung zum stillen oder gemeinsamen Gebet in gewissen, festgesetzten Zeiten beschränkt bleibt, sondern eine ganze Existenz erfaßt und alle Lebensbereiche durchdringt. „Denn es ist nicht notwendig, daß sich die Seele im Augenblick zu Gott erhebt, wenn sie über das Gebet nachsinnt, sondern auch dann, wenn sie mit anderen Aufgaben beschäftigt ist, sich um den bedürftigen Nächsten kümmert, oder sich anderen mehr oder minder nützlichen Tätigkeiten widmet“, so sagt Johannes Chrysostomus und er fährt fort: „Aber bei alledem glaube nicht, ich meinte allein ein Gebet mit Worten“. Das Herz selbst muß bei Gott sein, dann wird alles Tun von jener Liebe beseelt, die das Hauptgebot erfüllt. Im Jahre 1982 haben wir bei unserem Treffen in Altenberg (vom 25. bis zum 27. Oktober) aus dieser Perspektive einige Aspekte elementarer Spiritualität betrachtet. An diese Überlegungen ließe sich in vielfacher Hinsicht anknüpfen. Die Fortsetzung ist vergleichbar mit dem Dominospiel: es bleibt einer gestaltenden Phantasie überlassen, wie man ansetzt, nur muß der Ansatz stimmen.

Da nun nach Gottes Schöpferplan der Mensch nicht nur bloß zufällig ein Wesen in dieser Welt ist, sondern das Welt-hafte wesentlich zum Menschsein gehört, ja den Menschen durch die Wirklichkeit seines Leibes als „Geist in Welt“⁶², oder besser als *Person in Welt* bestimmt, ist die Überlegung,

wie der Mensch seinen Weltbezug Gott gegenüber verantwortlich fassen soll, sicher besonders naheliegend. Ganz abgesehen von der zeitbedingten Aktualität wäre damit das Thema des 14. Internationalen Priestertreffens „Heiligung der Arbeit“ nicht nur eine passende Fortsetzung früherer Besinnung, sondern zugleich eine Vertiefung und Verdichtung dessen, was wir bei vorausgegangenen Treffen betrachtet haben. Hinzuweisen wäre in diesem Zusammenhang auf Thema und Dokumentation „Gott der Heilige und das Heil“ (*Sinn und Sendung* Band 6) mit dem Beitrag von Professor Leo Scheffczyk „Die Heiligkeit Gottes: Ziel und Form des Christenlebens“, worauf das hier vorgelegte Referat „Die Heiligung der Welt — die Aufgabe des Christen“ aufbaut. Eine Reflexion über „Die Heiligung der Arbeit“ führt auch gedanklich weiter aus, was Hans Thomas 1976 in seinem Vortrag „Die Welt als Herausforderung“ und Professor Pedro Rodriguez 1980 mit seinem Referat „Die Welt als sittliche Aufgabe“ (*Sinn und Sendung* Bände 1 und 10) bereits umrissen haben.

Wer schon öfter an unseren Treffen teilgenommen hat, wird merken, daß die Thematik von Jahr zu Jahr in einem Zusammenhang stand.

Die „Heiligung der Arbeit“ als Konkretion der Berufung des Menschen zur Verantwortung für die Welt war mehr oder weniger deutlich, zumindest aber implizit bereits in den vorausgegangenen Treffen und in den Dokumentationen angesprochen, sie war also unter verschiedenen Aspekten bereits immer schon ein mitschwingendes Thema. Dieses Mal soll das Thema expliziert werden. Dazu dienen die folgenden Beiträge.

Anmerkungen zum Vorwort:

- 1 Johannes Chrysostomus, Supp. Homiliae VI, *De precatione* — PG 64, 462 s.
- 2 Vgl. Karl Rahner, *Geist in Welt*, Innsbruck 1939; dazu Joseph Siri, *Gethsemani*, Stein a. Rhein 1982.

- 39 Vgl. K. Bommers, Die Sakramentalien der Kirche, in: H. Luthé (Hrsg.), Christusbegegnung in den Sakramenten, Kevelaer 1981, 597-672.
40 Zum Stellvertretungsgedanken vgl. u. a. N. Hoffmann, Sühne. Zur Theologie der Stellvertretung, Einsiedeln 1981.

Johannes B. Torelló, Wien

Spiritualität im Alltag

Werktag — Festtag

Als Gegenstück zum Festtag ist der Alltag Werktag, Zeit der Sorge und der Mühe, er steht im Zeichen des Nützlichen und Fruchtbringenden, pflegt die Mittel zum Zweck, ist Wanderung auf dem Weg zum Ziel hin. Zweck und Ziel werden dagegen am Festtag gefeiert — als Enthüllung des letzten Grundes, der da plötzlich sorglos im Augenblick steht, zweck-, nutz- und selbstlos: lautere Freude am Sein als Teilhabe am Sein Gottes, am Wahren, Guten und Schönen Gottes, dazu bestimmt, die schöpferische ewige Liebe aufleuchten zu lassen, außergöttlicher Glanz der göttlichen Herrlichkeit zu sein. Im Buch Baruch, „das am Festtag vorgetragen werden soll“, ist dies schon erläutert worden: „Froh leuchten die Sterne auf ihren Posten. Ruft Er sie, so antworten sie: Hier sind wir. Sie leuchten mit Freude für ihren Schöpfer“ (Bar 1,14; 1,34-36). Da nun aber das Geschöpf, vor allem die menschliche Natur, dieser ursprünglich hell strahlende Spiegel Gottes, von Sünde über und über geschlagen war, zersplitterte und über die Erde in Scherben zerstreut dalag, hat der Herabstieg des Gottessohnes, der im Menschenleib die Fülle der Gottheit wohnen ließ, eine noch schönere, reinere, einheitlichere Schöpfung aus ihr gemacht: *Deus, qui humanae substantiae dignitatem mirabiliter condidisti et mirabilius reformasti.* — Gott, Du hast den Menschen in seiner Würde wunderbar erschaffen und noch wunderbarer wiederhergestellt . . . (Tagesgebet der Weihnachtsmesse am Tage). Jeder Getaufte, jeder Erlö-

ste ist nun in Christus ein noch edlerer Spiegel Gottes geworden, ein Gotteskind, dessen Menschheit mit der Gottheit vermählt ist (*consors divinae naturae*), weil eben die Gottheit in Christus unserer Menschheit teilhaftig wurde (*particeps humanitatis nostrae*). Aber die Schönheit, die Würde, die Freude des erlösten Geschöpfes, welche das Fest aufdeckt, war schon da im harten Kern des Alltags, und seine Spiritualität kann nur im Erleben des Ziels unterwegs, des Zwecks in den Mitteln, des reinen Festes im Werktag bestehen.

Hätte also das Tun des Alltags keinen Wert an sich, da ja die Gottesnähe eine Ekstase begründet, die jede Dynamik beseelen muß, um sie letztlich aufzuheben? Gibt es überhaupt eine Spiritualität des Werktags? Bedenken wir zunächst, daß der Schöpfungsakt nicht bloß am Anfang des Daseins steht, sondern ganz aktuell ist. Das gewaltige Teilhaben am absoluten Sein Gottes, durch welches das Geschöpf konstituiert wird, ist Augenblick für Augenblick im Gange, und es freiwillig zu bejahen, die Selbstschenkung Gottes frei anzunehmen, stellt ein Mitmachen dar, das physiologische, psychologische, soziologische, ökologische und kosmologische Dimensionen aufweisen muß. Dem partizipierten Sein entspricht ein ebenso partizipiertes Tun, welches eigentlich eher Gott als dem Geschöpf zuzuschreiben ist. Aber es gibt noch viel mehr: das größte Werk Gottes ist die Inkarnation, die die Ewigkeit mit der Zeit verbindet, die Unwandelbarkeit mit der Mühe, die Herrlichkeit mit dem Leiden, die Freude mit dem Kreuz, den Feiertag mit dem Werktag. Im Neuen Testament erscheint das Fest als Freude der reumütigen Heimkehr des verlorenen Sohnes . . . (das beste Kleid, der Ring am Finger, das Mastkalb auf dem Tisch, und die Musik und den Tanz). Es ist das

christliche Fest der Auffindung der verlorenen Drachme und des verirrtten Schafes, das Erde und Himmel umfaßt, ein Fest ohne Ende und ohne Unterbrechung, das aber wie die Blüte, die schon im Samenkorn angelegt ist, nicht sein kann ohne den mühsamen Aufstieg des Lebensaftes durch die dunklen Gänge des Stammes und der Zweige; ein Fest, das schon beim ersten resoluten „*Surgam et ibo ad Patrem*“ mitten unter den Schweinen, ja, beim ersten Ansatz zur Reue zu singen anfängt: das Fest, das im christlichen Herzen des Alltags ständig gefeiert wird. Der Werktag ist die Suche nach Gott, die nie stattfinden würde, wenn man Ihn nicht bereits gefunden hätte bzw. von Ihm gesucht und gefunden worden wäre. Und da Er, wenn man Ihn findet, *ignotus et infinitus* ist, sowohl unbegreiflich als auch unendlich, muß man weiter suchen. Suchen, weil Er uns gefunden hat; Suchen, weil wir Ihn gefunden haben. Suchen zum Finden, und Finden zum Suchen: das ist die Spiritualität des Alltags, durchbohrt vom Ewigen her, durchbohrend zum Ewigen hin.

Pflicht und Treue in Freiheit

Wenn aber Spiritualität nichts anderes heißt als Geistigkeit bzw. Geisteskraft, die alle Dimensionen des Lebens zutiefst prägt, muß christliche Spiritualität einerseits eine besonders starke inkarnatorische Wirkung haben, die sie von jeder Geisteschwärmerei unterscheidet, und andererseits aus keiner anderen Quelle entspringen als aus dem Geist des Herrn selbst, denn „Er hat uns von seinem Geiste gegeben“ (1 Joh 4,13), und „wo der Geist des Herrn wirkt, da ist Freiheit“ (2 Kor 3,17). „Ihr habt nicht einen Geist empfangen, der euch zu Sklaven macht . . ., sondern ihr habt den Geist empfangen, der euch zu Söhnen macht“ (Röm 8,15). „Zur

Freiheit hat uns Christus befreit“ (Gal 5,1). Wie aber läßt sich diese unbegrenzte Freiheit echt christlicher Spiritualität mit der Fesselung durch die Pflicht, die den Alltag kennzeichnet, vereinbaren? Wie kann man die Vitalität, die Kreativität und die spielerische Art kindlichen Verhaltens mit der Treue und der Ausdauer auf einen Nenner bringen, durch die die verantwortliche Existenz des Erwachsenen geprägt wird?

Diese Aporie überwindet man nur durch die Einsicht in den besonderen Ratschluß Gottes, der das einzelne Dasein aus dem Nichts hervorbringt, die Einmaligkeit jeder Person, ihre Identität und Einzigartigkeit begründet und die Unwiederholbarkeit der Rolle jedes Menschen auf dieser Welt entwirft. Darüberhinaus ist die göttliche Berufung zum Leben — nicht zum blanken Existieren, sondern zur vollen Entwicklung aller im Einzelnen angelegten Möglichkeiten —, d. h. die vor der Erschaffung der Welt stattgefundenen Auserwählung jeder einzelnen Person zur Heiligkeit ebenso einmalig und unwiederholbar: Gott kann sich nicht wiederholen. Es gab nie zwei gleiche Berufungen, es wird nie zwei gleiche Berufungen geben. Zur Einmaligkeit jeder göttlichen Berufung tragen sowohl natürliche Gesetze oder Gegebenheiten bei — Veranlagung, Milieu, Erziehung, Gesundheit, Temperament, Begabungen usw. — als auch jene Lebensumstände, die aus freien Entscheidungen (wie Berufs- und Standeswahl) erwachsen sind. Sie alle bilden was Josemaría Escrivá de Balaguer „menschliche Berufung“ genannt hat, in der nicht nur der Rahmen, sondern geradezu der erste Stoff der allumfassenden Berufung zur Heiligkeit zu sehen ist. Die Vollendung der Liebe zu Gott verlangt das Halten der Gebote (vgl. Joh 14, 15.21.23) — nicht nur der alle Menschen verpflichtenden Gebote Gottes

und der Kirche, sondern auch die Befolgung jener besonderen Anweisungen, die an den Einzelnen gerichtet sind und seine spezifische, einzigartige und unverrückbare Berufung bestimmen. Die Pflichterfüllung allein kann dem Einzelnen die Sicherheit verleihen, im heiligen Willen Gottes zu stehen, am einzigen Ort, wo die Liebe Gottes und die Liebe zu Gott zu Hause sind.

Der milde hl. Franz von Sales hat gesagt: „Den Bischöfen wurde die Leitung, Tröstung und Ermahnung der Schafe anvertraut. Wenn ich meine Tage im Gebet verbringe und mein ganzes Leben faste, dabei aber meine Hauptpflicht nicht erfülle, so werde ich verdammt werden“. Die Pflichterfüllung muß freilich als Hingabe an Gott gelebt werden, als freudige Annahme seines Willens, als die sicherste Erweiterung der eigenen Empfänglichkeit Ihm gegenüber: dann ist die Pflicht keine Pflicht mehr. Dann ist sie Liebe, und es vollzieht sich dabei und dadurch die berühmte Vermählung von Freiheit und Sklaventum, in der nach dem Ausspruch des alten Mystikers von Mallorca, Ramón Llull, jede wahre Liebe besteht: „Sag mir, Narr, was die Liebe ist. Und der Narr antwortete: Die Liebe ist was die Sklaven befreit und die Freien zu Sklaven macht. Und man weiß nicht genau, worin die Liebe eigentlich besteht, ob in dieser Freiheit oder in dieser Sklaverei!“

Allergisch gegen Gebote und Pflichten ist nur, wer Gott und dem Wesen des Menschen gegenüber kurzichtig ist. Denn die Gebote Gottes können nur liebenswert sein, die Verwirklichung seines Entwurfes fördern, der beglückenden Vollendung jeder einzelnen Kreatur seiner ewigen Liebe dienen: „Nichts ist süßer, als seine Gebote zu halten“ (Sir 23,27). „Wie lieb ist mir Deine Weisung, ich sinne über sie nach den ganzen Tag“ (Ps 119,97). „Weit öffne ich mei-

nen Mund und lechze nach Deinen Geboten; denn nach ihnen hab' ich Verlangen“ (Ps 119,131). Und was die geistige Struktur des Menschen anbelangt, ist jeder kurzsichtig, der in der Pflichttreue als dem Festhalten am erkannten Wertvollen eine Einschränkung der Freiheit sieht, denn er setzt damit Freiheit mit Ungebundenheit gleich, während sie gerade die Fähigkeit ist, sich zu binden — und zwar bedingungslos und endgültig. Unfreie Menschen gehen nur zeitliche, bedingte Verpflichtungen ein. Die Angst bremst sie und hindert die eigentliche Leistung der Freiheit — das Wagnis des Definitiven und Unwiderruflichen. Die inkarnierte (nicht idealistische, schwärmerische, sondern leibgewordene) Freiheit muß in der Treue und durch die Alltagstreue ihre schöpferische Kraft wahren und nähren. Wo die Treue schwindet und Angst vor Bindung herrscht, wackelt alles im persönlichen und gemeinschaftlichen Leben: allem zuvor Gerechtigkeit, Zuverlässigkeit, Vertrauen, Geborgenheit und Liebe, Familie und sozialer Friede. André Gide hat gegen die Treue die Lebendigkeit ausgespielt: „Die schönste Blume ist jene, die am schnellsten verwelkt. Beuge dich also rasch über ihren Duft, denn das Unsterbliche hat keinen lieblichen Geruch“. Eine verführerische Aussage, denn alles, was vital, warm und beschwingt erscheint — von der Verzücktheit der Liebenden bis zur Inspiration der Dichter und zur Ekstase der Mystiker —, geht tatsächlich wie ein Schauer vorüber, während alles, was dauert, fast immer von Gewohnheit und Tod gekennzeichnet ist. Sind wir also in die Zerrissenheit eines tragischen *aut-aut* gespannt: entweder die lebendige Vergänglichkeit oder die tote Treue? Ist alles, was ausharrt, unvermeidlicherweise hart, steif und tot, und ist das wertvoll Zarte von vornherein zur Unbeständigkeit verurteilt? Gustave

Thibon' deckt mit feinfühlig entschlossener Chirurgenhand das Mißverständnis auf, das dahintersteckt: Es gibt Dinge, die der Veränderung entgehen, indem sie die Todesähnlichkeit, die Starre des Leichnams, die Sicherheit des Grabes übernehmen; andere dagegen überwinden die Vergänglichkeit und die Unbeständigkeit, indem sie sich überschreiten — durch ein Übermaß an Leben und Reinheit, durch die Ähnlichkeit und Verwandtschaft mit der ewigen Kraft, die alles bewegt, ohne sich selbst zu bewegen. Es ist wahr, daß nur der Augenblick lebendig ist und daß man ihn nicht verlängern kann, ohne ihn zu töten. Aber man kann ihn ohne Ende erneuern: mein jetziger Herzschlag ist keine Verlängerung des vorigen — er wiederholt dessen jungfräulichen und spontanen Impuls. Zyklus, Rhythmus, Alltagspuls versinnbilden das Leben — die gerade Linie versinnbildet es nicht. Treusein bedeutet nicht — wie alle Untreuen es sich vorstellen — Ausartung des *Elan vitale* in Gewohnheit, zeitliche Ausdehnung eines frischen Gefühls, von dem nur mehr das dürre Skelett übrigbleibt. Treusein ist vielmehr die pausenlose Auferweckung dessen, was im Herzen bereits den Samen der Ewigkeit trägt. Das Funkeln der Sterne ist gleichzeitig vergänglich und unsterblich. Oder um es mit Charles Péguy zu sagen: Der Fluß strömt immer herbei und doch ist er niemals vorüber.

Nicht selten wird diese heiligende Alltagstreue als konservativ angeprangert. Ich liebe Konserven nicht, und ich ziehe mit Monsieur Thibon jederzeit vor, die saftige Frucht vom Baum zu pflücken und zu genießen — und dann darauf zu verzichten, bis wieder Saison ist, statt darüber das ganze Jahr zu verfügen: in der Dose, genauso vom Leben ferngehalten wie von der Verwesung. Konservative Tugenden gebrauchen in der Tat dieselbe Technik, wie sie bei der

Konservenerzeugung zur Anwendung kommt: die Imprägnierung mit Zucker, mit Salz oder mit Essig — gezuckerte, süßliche, bittere, saure Tugenden — oder noch schlimmer die Sterilisierung, die Ausdörrung und Verschließung in Büchsen, die das Atmen der freien Luft unmöglich machen. Die Garantie ist gewiß nur befristet, und wenn die Frist vorüber ist, kommt es zur abscheulichsten Fäulnis! Mit Recht schließt der französische Schriftsteller: Es gibt nur zwei gesunde Arten des konservativen Geistes — die Treue, die äußerst dynamisch ist, weil sie das Unwandelbare im flüchtigen Augenblick erlebt, und die Kontemplation, welche den Augenblick durchbohrt und die Ewigkeit berührt.

Arbeit und Beschaulichkeit

Damit sind wir beim heiklen Spannungsfeld der Beziehungen zwischen Kontemplation und Arbeit angelangt. Und ich muß sofort erklären, daß die Faszination und die objektive Neuheit der Lehre Josemaría Escrivás gerade in der vollkommenen Bewältigung dieses uralten Konfliktes bestand und besteht. In seiner Predigt, die seit 1928 die allgemeine Berufung der einfachen Weltchristen so eindringlich und überzeugend verkündete, wobei er in den Mittelpunkt dieses Strebens nach vollkommener Liebe die gewöhnliche Arbeit stellte, die zu heiligen ist und durch die man sich und die anderen zu heiligen hat, betonte der Gründer des Opus Dei mit nicht geringem Nachdruck, daß Laien und Weltpriester eine wahrhaft kontemplative Berufung haben, daß sie im Alltag, auf der Straße, am Arbeitsplatz, in der Familie und in der Gesellschaft ein echt beschauliches Leben führen sollen. Je tiefer einer, der dieses Ideal verfolgt, mitten drinnen ist in der Welt, desto mehr muß er mit Gott verbunden sein!

Gewiß ist diese Lebenseinheit nicht über Nacht zu erreichen. Aber wer ein regelmäßiges Sakramenten- und Gebetsleben pflegt, überall und immer das Bewußtsein seiner Gotteskindschaft von neuem erweckt und die Arbeit an seinem Platz sorgfältig und selbstlos ausführt, wird mit der Zeit in sich einen „übernatürlichen Instinkt“ heranwachsen fühlen, der ihn dazu führt, Gott in allen Situationen zu sehen, Ihm zu dienen und Ihn zu lieben. Die alte Trennung und Entgegensetzung von Beschaulichkeit und Tätigkeit, von *vita contemplativa* und *vita activa*, die die Geschichte der Spiritualität und der Lebensformen der Nachfolge Christi tief beeinflußt hat, wird hier ohne theologische Polemik auf der Ebene eines äußerst relevanten, aber nicht lärmenden pastoralen Phänomens überwunden. Die traditionelle Auslegung der Worte Jesu im Haus von Bethanien — „Maria hat das Bessere gewählt, das soll ihr nicht genommen werden“ (Lk 10,42) — ist die, daß Maria das beschauliche Leben versinnbildet. Also ist das beschauliche Leben wichtiger als das tätige: so z. B. Thomas v. Aquin (S. Th. II-II, q. 182 a. 1.). Diese alte These wird von Josemaría Escrivá ganz einfach und unbefangen umgestülpt, indem er die Weltchristen ermutigt, den Geist der Maria in die Arbeit der Martha hineinzutragen. Unverkürzte und unverdünnte Beschaulichkeit darf und soll also den Einsatz von Laien und Weltpriestern beseelen und beflügeln.² Polemisch war dagegen die Exegese von Meister Eckehart, auch wenn sie durch ein ähnliches Anliegen angeregt worden ist. In einer äußerst originellen und gewiß damals verblüffenden Interpretation präsentiert er in Martha das Bild der Vollkommenheit, während in Maria die Anfängerin zu erblicken ist, die da noch auf der Schulbank sitzt, „verzückt und verdummt“ — *embebida y embobada*, wie sich Theresia

von Avila köstlich ausdrückte, da auch sie der Ansicht war, Gott gebe den Seelen höhere Gnaden, nicht damit sie sich an ihnen ergötzen, sondern damit daraus Werke der Liebe – Werke, Werke! – ersprießen. Die Sorge Marthas war Sorge um die Reifung Mariens, die erst noch in die Welt der Arbeit, der tugendhaften Werke, der Erfahrung, des tätigen Dienstes eintreten mußte. Und die Worte Jesu sollten Martha nicht tadeln, sondern beruhigen: Maria hat das einzig Notwendige, das Bessere schon im Griff, das soll ihr nicht genommen werden. Sie wird eines Tages die gegenwärtige Verzärtelung, dieses hemmende „Schmecklertum des Geistes“ fallen lassen und die Lebenseinheit erreichen, die Martha bereits besitzt.

Wir sollten es heute nicht damit bewenden lassen, Meister Eckehart die berühmten 28 Thesen zum Vorwurf zu machen, die Johannes XXII. in der Bulle „*In agro dominico*“ 1329 verurteilt hat: ihm verdanken wir auf der Ebene der Laienspiritualität gerade die stärksten Ansätze zur Ausrottung der grundsätzlichen Verdächtigung des Arbeitslebens mitten in der Welt, die erst in unserem Jahrhundert – und hauptsächlich aufgrund der Predigt und der pastoralen Tätigkeit Escrivás – eine offizielle Approbation der Kirche zu erhalten vermochte. Hören sie Eckeharts eindrucksvolle Sprache im Dienste der Beschaulichkeit im Alltag:

„Ich ward gefragt: ‚eine Art Leute zögen sich streng von allem Umgang zurück und liebten es, allein zu sein: sie bedürften des zu ihrer Sammlung; oder müßten sich dazu in einer Kirche befinden: Ob das das Beste wäre?‘. Nein! habe ich erwidert. Und laß dir sagen warum!

Wem recht zu Mut ist, dem paßt es allerorten und bei allen Leuten; wem aber unrecht, dem ist’s allerorten und bei allen Leuten nicht recht. Ein Rechtgemuter nämlich, der hat

Gott bei sich. Gott aber, hat man Ihn überhaupt, so hat man Ihn allerorten: auf der Straße und unter den Leuten so gut, wie in der Kirche oder in der Einöde oder in der Zelle. Wenn einer Ihn, und nur Ihn hat, *den* Menschen vermag niemand zu stören.

Warum?

Weil Gott ihm ein und alles ist, und wer in allem es rein nur auf Gott absieht, ein solcher trägt Gott in alle seine Werke und an alle Stätten. All sein Tun tut vielmehr Gott. Denn wer die Handlung verursacht, dem gehört sie in Wahrheit mehr, als dem, der sie nur ausführt. Ist, ohne Nebenblick, Gott unser Ziel, fürwahr! so muß Er der Täter unserer Taten sein. Und Ihn an seinem Wirken zu hindern hat durchaus niemand Macht, auch Raum und Masse nicht. So auch diesen Menschen hat niemand Macht zu hindern. Denn er ersehnt und sucht nichts und schmeckt ihm nichts als Gott: der wird in aller seiner Gesinnung mit Ihm eins. Und gleich wie Gott keine Mannigfaltigkeit zu zerstreuen vermag, so vermag nun auch diesen Menschen nichts zu zerstreuen noch zu vermannigfaltigen: er ist Eins in dem Einen, darin alle Mannigfaltigkeit Einheit, unverbrüchliche Einheit ist.

Mitten in den Dingen muß der Mensch Gott ergreifen und sein Herz gewöhnen, Ihn allzeit als einen gegenwärtigen zu besitzen im Gemüt, in der Gesinnung und im Willen. Gib acht, wie du gegen deinen Gott gesonnen bist, wenn du in der Kirche oder in deinem Kämmerlein weilst: die selbe Gemütsverfassung halte fest und trag sie hinaus unter die Menge und in das Getümmel, in eine so fremde Welt! . . . Du sollst unter der Arbeit das gleiche Gemüt haben und eine gleiche Treue und gegen deinen Gott den gleichen Ernst he-

gen. Traun! hieltest du in solcher Weise dich gleich, so unterbräche dir niemand deines Gottes stete Gegenwart. Wem dagegen Gott nicht solch innerer Besitz ist, sondern sich Gott beständig von draußen her holen muß in diesem und in jenem, und wer Gott auf unzulängliche Weise sucht, mittels bestimmter Werke, Leute oder Stätten, der hat ihn eben nicht, und da kommt dann leicht etwas, das einen stört. Und zwar stört einen dann nicht bloß schlechte Gesellschaft, sondern auch die gute, nicht bloß die Straße, auch die Kirche, nicht bloß böse Worte und Werke, sondern gute genauso. Denn das Hindernis liegt in ihm: Gott ist in ihm noch nicht zur Welt geworden. Wäre Er ihm das, so fühlte er sich allerorten und bei allen Leuten gar wohl und geborgen: immer hätte er Gott, und Den kann ihm niemand nehmen, niemand könnte ihn in seinem Wirken hindern.

Worauf beruht nun solch echter Gottbesitz? Er beruht auf dem Gemüt und einer innigen vernünftigen Hinwendung und Willensausrichtung auf Gott. Nicht auf einem steten unentwegten Denken an Gott! Es wäre ja auch menschenunmöglich, solchen Vorsatz durchzuführen oder doch äußerst schwierig und jedenfalls das Beste nicht. Der Mensch soll sich nicht zufrieden geben mit einem gedachten Gott, denn wenn der Gedanke vergeht, so vergeht auch Gott. Man soll vielmehr einen wesentlichen Gott haben, der erhaben ist über die Gedanken des Menschen und allem Erschaffenen. *Der* Gott vergeht nicht, man kehre sich denn freiwillig ab. Wer Gott so, im Wesen hat, der nur nimmt Gott göttlich, und dem leuchtet er entgegen aus allen Dingen: alle schmecken ihm nach Gott, und in allen spiegelt sich ihm Gott, Gott selbst blickt in ihn allezeit. Eine gelöste Abkehr ist in ihm, und die Bildkraft nach innen gerich-

tet, auf den Gegenstand seiner Liebe, auf Gott. Wie wenn einen hitzig dürstet, so mit rechtem Durste. Der mag wohl anders tun als trinken, und er mag auch wohl an andere Dinge denken; aber was er auch tut und bei wem er sein mag, in welchem Bestreben oder welchen Gedanken oder welchem Tun, so vergeht ihm doch das Bild des Trankes nicht, solange sein Durst anhält. Und je größer sein Durst, um so innerlicher, gegenwärtiger und stetiger wird auch das Bild des Trankes. Oder wer mit aller Inbrunst etwas liebt, also daß ihm nichts anderes zusagt und zu Herzen geht, und hat nur dieses im Sinn, und anderes überhaupt nicht, traun! wo der auch ist und bei wem, was er auch beginne und schaffe, so verlischt doch nimmer in ihm sein heiß Geliebtes, in allem findet er dessen Bild und hat es in dem Maße mehr vor Augen, als seine Liebe noch immer mächtiger wird.

Dieser Mensch sucht nicht die Ruhe, denn ihn stört keine Unruhe. Dieser Mensch steht gut bei Gott angeschrieben, weil er alle Dinge göttlich nimmt . . . Freilich! dazu gehört Fleiß und Hingabe und scharfe Obacht auf unser Inneres und ein waches Bewußtsein . . . Solches kann der Mensch nicht durch Weltflucht lernen, indem er vor den Dingen flieht und sich in die Einsamkeit kehrt von der Außenwelt fort. Sondern er muß eine innere Sammlung lernen, wo und bei wem es auch sei: er muß lernen . . . Gleichweise wie einer, der sich vornimmt, schreiben zu lernen. Soll er ja die Kunst meistern, traun!, so muß er sich viel und oft in dieser Tätigkeit üben, wie sauer und schwer es ihm auch werde und schier unmöglich dünke. Hält er sich nur fleißig herzu, er lernt und gewinnt die Kunst! Freilich! zuerst muß er an jeden Buchstaben einzeln denken und den peinlich in sich vorbilden. Später aber, wenn er die Kunst erst weg hat,

dann schreibt er frisch darauf los, seien es Federspiele oder ernstere Geschäfte, die seine Kunst in Anspruch nehmen: für ihn genügt einfach das Bewußtsein, daß er sein Können betätigen will. Und wenn er auch nicht beständig an die Buchstaben denkt, sondern sonst woran, dennoch vollbringt er die Leistungskraft seiner Kunst.

So muß auch der Mensch mit göttlicher Gegenwart leuchten ohne Anstrengung, *nur*: fremder Zutat sich schlechthin entkleiden und der Dinge ledig bleiben. Da gehört anfangs auch solch Darandenken und achtsam sich sammeln zu, wie beim ABC-Schützen für dessen Kunst. Schließlich aber muß der Mensch mit seinem göttlichen Gegenstand durchdrungen und mit seinem ganzen Wesen so in Ihm gewurzelt sein, daß Gott als Gegenwärtiger ihm leuchte ohne alle Mühe.

Wem Gott so gegenwärtig ist in allen Dingen . . . der weiß allein vom wahren Frieden und der nur hat wirklich das Himmelreich. Denn wer zurecht kommen will, dem muß je von zwei Dingen eines geschehen: entweder muß er Gott in seiner Arbeit ergreifen und festhalten lernen, oder muß er Welt und Werke überhaupt lassen! Da nun aber der Mensch in diesem Leben nicht ohne Arbeit bestehen kann, diese vielmehr des Menschen Teil ist und von vielerlei Art, darum so lerne der Mensch, seinen Gott zu haben mitten in den Dingen und ungehindert zu bleiben von Geschäft und Ort“ (Reden der Unterweisung).

Die kleinen Dinge und der Großmut

Schließlich muß man noch hervorheben, daß zum Alltag der uferlose Bereich des Unerheblichen, Unwichtigen und Ruhmlosen gehört, die ganze Welt der kleinen Dinge, während christliche Spiritualität die Sprengung des rein

Menschlichen, Zeitlichen und Irdischen bewirkt und die lebendige Beziehung zum „*Deus, semper maior*“ stiftet, der unser Suchen und Finden immer überragt, der höher und größer erscheint als alles, was wir von ihm denken, ahnen, sagen und ersehnen können. Wird das Eine das Andere nicht neutralisieren? Damit das Große das Kleine nicht unterdrücke, damit das Niedrige das Höchste nicht herabsetze, kommt uns die alte *magnanimitas*, die Großmut zu Hilfe, in gewissem Sinn die wichtigste aller Tugenden, denn sowohl die Erhabensten als auch die Bescheidensten brauchen sie zu ihrer Vollendung, und für alle Lieben und alle Leiden auf dieser Welt bedarf es der Seelengröße.

Von dieser Grundhaltung, die nach den höchsten und nur mühsam erreichbaren Gütern greift, redet man in einem Klima unterentwickelter, ja unterdrückter Geistigkeit überhaupt nicht, weil dort uns lauter Kleinmut alles entmythologisiert, entsakralisiert, psychologisiert und verdinglicht wird. Den Flachdenkern, den phantasielosen Horizontalisten, der anthropozentrischen Engstirnigkeit unseres blutarmen Zeitalters riecht Großmut nach verlorenem Kaiserreich, nach Pracht und Prunk endgültig versunkener mittelalterlicher Ritter oder Rokokoheiten. Aber kein selbstbewußter Christ kann dieses Edelmut entbehren, ohne die eigene Seele zu verlieren. Denn die Menschenseele ist groß und weit, „irgendwie alles“ (*quodammodo omnia*, sagten die alten Philosophen). Sie ist eine Burg mit vielen Wohnungen, (sagten die christlichen Gelehrten) „höher als der oberste Himmel, tiefer als der Grund des Meeres und weiter als die ganze Welt mit allen Elementen“ (Ruysbroeck) und darum aller Kleinlichkeit, Gebrechlichkeit und Vergänglichkeit wesentlich fremd. Die Großmut ist der Seele eigentümlich, naturgemäß (*connaturalis*), sie ist die Luft, die sie

atmet, wenn sie atmet, sie ist ihre Offenheit nach Innen und nach Außen.

All jene, welche die Seele auf ein Ding reduzieren — auf ein Knäuel von Trieben, auf eine Ausscheidung des Gehirns —: alle Agnostiker, Positivisten und Atheisten vernarren sich deshalb zwangsläufig in ein paar Lappalien an Lust, Ehre und Macht dieser platten und kurzlebigen Welt; sie fürchten sich zwanghaft vor jeder Größe, Höhe und Weite, denn sie glauben, daß das Leben und die Geschichte keinen Sinn haben, was tatsächlich sowohl ihre Verzweiflung bezüglich des Großen als auch ihre unheilbare Herzatrophie erklärt. Dem Gläubigen dagegen erscheinen die Leiden und Ängste (d. h. die Engpässe „angustias“) dieser Welt beinahe belanglos im Vergleich zur künftigen Herrlichkeit (Röm 8,18), zu der er bestimmt wurde und die jetzt schon die Freude des Pilgers riesig und unerschütterlich macht. Daher auch sein Vertrauen gerade auf das Große, das alles durchwaltet. Daher seine Großmut. Die alte „acedia“ ist jene Traurigkeit des Herzens, die sich das Große nicht zumuten will, zu dem Gott den Menschen berufen hat. (Josef Pieper, *Das Viergespann*, 1970, S. 176). Alle Dekadentismen besingen die kleinen Dinge, das Heim und das Kerzenlicht. Ihr radikaler Pessimismus zwingt sie, auf hohe Ideale und heroische Abenteuer zu verzichten und sich in Nichtigkeiten zu schaukeln, die man rührselig zu sublimieren versucht — billige Bijouterie in Juwelenverpackung, die erhabene Träne, der ätherische Seufzer, die vergoldete Fadheit, die dörfliche Sentimentalität, der verschnörkelte Kitsch. Die Spießbürgerlichkeit des XIX. Jahrhunderts verbündet sich auf dieser Ebene simpelster Kurzschlüsse heutzutage mit den letzten Aussteigern aus unserer Kultur, die trunken sind von Aufrichtigkeit, Grün und Coca-Cola. Das Extreme, worin —

nach dem paradoxen Spruch des Thomas von Aquin (S. Th. II-II, q64, a1) — die tugendhafte Mitte der Großmut besteht, erregt logischerweise nicht nur bei Anbetern von Sparschweinen und Sicherheitsgurten aller Art Schüttelfrost und Schwindelgefühl, sondern auch bei alternativ ungewaschenen Popträumern. Alle engen die eigene Seele ein und versinken im Sumpf der Bedeutungslosigkeit.

Nur wer im eigenen Dasein die Weiten der Seele entdeckt, lernt jenes Herrschen, das der wahren Menschheit zu eigen ist. Nur Herren und Herrinnen unterhalten wirklich gute Beziehungen zu allen Menschen, Tieren und Dingen. Das magere Gemüt, knechtisch und kurzatmig, egozentrisch und argwöhnisch aus Kleinmut, erniedrigt und mißbraucht alles, was es berührt, und erreicht weder die Liebe noch die Zärtlichkeit, ja nicht einmal die Sachlichkeit und die Gerechtigkeit (welche bekanntlich nur die „Sympathie“ hervorbringen vermag). Es kann nicht dienen, weil es nicht herrschen kann. „Die Wünsche nicht verringern“ — mahnte die Hl. Theresia von Avila ihre Klausurnonnen, welche in puncto Großmut nicht wenigen Weltmännern Unterricht geben könnten. Aber niemand braucht daran Anstoß zu nehmen, denn die Welt weltet, sie ist klein und gebiert nur Kleinigkeiten: man kann von ihr nichts Besseres erwarten und verlangen.

Viel jämmerlicher und schädlicher ist der Mangel an Großmut bei einer christlichen Seele, denn sie sollte wie ein Adler emporsteigen und nicht wie eine Henne im Hühnerstall herumhocken und flattern (Escrivá, *Der Weg*, Nr. 7). Wie viele Mißverständnisse in bezug auf die Spiritualität des „kleinen Weges“, der „geistlichen Kindheit“, der Pflege der winzigen Dinge, der Liebe zum Häuslichen und Alltäglichen! Es ist nicht Bösartigkeit oder heilloser Säkularismus,

was oft großmütige Menschen von so manchem frommen (frömmlichen!) Milieu fernhält, wo alles pedantisch geordnet, überpünktlich, abgeschnürt, kleinkrämerisch, schüchtern, matt und „letschert“ wirkt . . . unter dem Vorwand der Demut und der Liebe zu den kleinen Dingen. Atmet man dort die breite Luft des Glaubens, der Berge versetzt, die Hoffnung wider jede Hoffnung, die Torheit der menschgewordenen Gottesliebe, der Armut, die alles verschwendet, des verzehrenden Eifers, der närrischen Keuschheit, in das Absolute verliebt, oder die unstillbare Sehnsucht danach, die ganze Welt bis zum letzten Winkel Gott zu weihen?

Die Dinge sind nichts weniger als Spuren Gottes („*vestigia Dei*“), keine Täuschung, sondern Anspielung („*omnia innuunt*“: sie alle deuten an, weisen auf Gott hin) und sie flüstern uns nach Augustinus ins Ohr: „Bleibt nicht bei uns, geht über uns hinaus, überschreitet und übersteigt uns: wir sind es nicht, was ihr sucht“. Sie bitten wohl um eine huschende Liebkosung, nicht aber um bleibende Anhänglichkeit. Sie betteln, wie ein Spiegel, daß wir sie immer wieder reinigen, um uns einen Lichtstrahl der göttlichen Unendlichkeit zu schenken. Sie laden nicht ein, uns nach ihrem Maß zu verkleinern, sondern ganz im Gegenteil, uns durch ihren Gebrauch zu erhöhen und zu erweitern, indem wir sie richtig benützen, feinfühlig und präzise berühren, wie ein Sprungbrett zur Transzendenz. Es ist genauso töricht, Geringsheiten anzubeten wie sie zu verachten. „Liebst du das Kleine“, warnen wir mit Augustinus und Thomas, „so wirst du klein werden, denn die Liebe macht dem Geliebten ähnlich“. Diese frömmliche Kurzsichtigkeit, welche das Kleinliche für anmutig verkaufen möchte, und die Gefühlsduselei als geistliche Subtilität vorstellt, vergißt, daß der

Gottessohn selbst „tausend Gnaden austreuend — durch all diese Täler *eilends* ging — und, indem Er alles anblickte — durch seine Gegenwart allein —, alles von Seiner Schönheit bekleidet hinterließ“ (Johannes vom Kreuz). „Die göttlichen Wege der Erde haben sich geöffnet“, sagte der Gründer des Opus Dei zu uns, Pupillen und Herzen unzähliger Gläubigen erweiternd, welche nun wagen, der Berufung zur Heiligkeit — zur heroischen Liebe — mitten auf der Straße und in der täglichen Arbeit zu entsprechen. Wer in dieser gewaltigen Atmosphäre, die Christus unserer engen und erstickenden Erde geschenkt hat, nicht zu leben weiß, wird nur schmalspurig fahren, alle Tugenden verstellen und nie die Beschaulichkeit erlangen. Die Taufe sät in die Seele — welche, als Gottesbild erschaffen, bereits weit gedehnt ist — das Samenkorn des Lebens Gottes selbst, verleiht uns den Adel und die Größe der Gotteskindschaft und befähigt uns, diese unermessliche Berufung zur Heiligung des Zeitlichen und Irdischen im Alltag zu realisieren. Die Großmut, die *magnanimitas*, entsteht und gedeiht nur bei Menschen, die sich Stunde für Stunde im unbegrenzten Raum des Gotteswillens bewegen. Denn „dieser ist der Wille Gottes: eure Heiligung“ (1 Thes 4,3), und da Gott allein heilig ist, ist das, was sein Wille geheimnisvoll verlangt und lenkt, meine Identifikation mit der Liebe Gottes, und zwar in derselben Rangordnung, wie Gott seine Geschöpfe liebt. Max Scheler hat es in einem berühmten Aufsatz (*Ordo amoris*) seiner besten Zeiten beschrieben: „Ich befinde mich in einer unermesslichen Welt sinnlicher und geistiger Objekte, die mein Herz und meine Leidenschaften in eine unaufhörliche Bewegung setzt . . . Ebenso sehr die Gegenstände, die mir zur Erkenntnis kommen, wie all das, was ich will, wähle, tue, handle, leiste, ist vom Spiel dieser Bewe-

gung meines Herzens abhängig... So daß alle Art von Rechtheit oder Falschheit und Verkehrtheit meines Lebens und Treibens davon bestimmt sein wird, ob es mir gelingt, die objektive Rangordnung aller möglichen Liebenswürdigkeiten der Dinge — gemäß ihrem inneren, ihnen zukommenden Werte — ja diesen objektiven Ordo amoris meinem Gemüte einzuprägen. Das ist das Zentralproblem aller Ethik. Die Dinge aber zu lieben möglichst so, wie Gott sie liebt und im eigenen Akt der Liebe das Aufeinandertreffen des göttlichen und des menschlichen Aktes in einem und demselben Punkt der Wertwelt einsichtig mitzuerleben, wäre das Höchste, was der Mensch vermag“.

In diesem Leben innerhalb des Liebeswillens Gottes ist alles Groß, gibt es keine Kleinigkeit. Eine große Lektion Josemaría Escrivás in unserer Zeit: „Tut alles aus Liebe. So gibt es keine kleinen Dinge mehr: alles wird groß“ (aaO. Nr. 813). Man muß es richtig verstehen: Die Liebe (mit großen Buchstaben, also die Liebe zu Gott!) verleiht Größe, auch wenn das Kleine klein bleibt. „Die großen Seelen achten sehr auf die kleinen Dinge“ (aaO. Nr. 818). Entscheidend dabei ist die Seelengröße (die *magnanimitas*), die mit der Liebe Gottes zusammenreimt, wissend das Er nicht alle Dinge gleichmäßig liebt, denn Er macht einige vollkommener als andere (Thomas v. Aquin, S. Th. 1, q20, a3).

Daß wir „durch die Liebe die Prosa des Alltags in epische Dichtung verwandeln“ (Escrivá, Christus Begegnen, Nr. 50), offenbart die geistige Macht des Dichters, bedeutet aber nicht, daß Prosa und Gedicht gleichwertig seien, oder daß ein Telefonbuch so schön sei wie Goethes *Faust*, oder eine Rose so poetisch wie eine Waschmaschine.

Und daß schließlich nach Escrivá de Balaguer, ein Christ, der aus dem Glauben lebt, dem mythologischen König

Midas gleicht, welcher alles, was er berührte, in Gold zu verwandeln vermochte (Escrivá, Freunde Gottes, Nr. 308), sagt etwas über die Wundermacht jener königlichen Hände, heißt jedoch keineswegs, daß ein Staubkorn tatsächlich ein Golddukat ist. Der Menschengestalt, setzt, vom Heiligen Geist befruchtet, das Wunder der Leibwerdung fort, reißt in seinem Schwung alles Kleine und Materielle mit und bekleidet es mit seinem Licht und seiner Schönheit. Das Kleine ist klein (die Geringfügigkeit des menschlichen Seins und Wirkens), aber wer im Kleinen treu lebt, kann sehr groß sein (die Größe desjenigen, der mit dem Sein und dem unaufhörlichen Wirken Gottes verbunden ist und wirkt)'. Die Großmut soll also sorgfältig und mit Vorrang täglich gepflegt werden, persönlich und gemeinschaftlich. Sonstartet das Streben nach Vollkommenheit in neurotischen Perfektionismus aus, versendet das innere Leben in Spitzfindigkeit und Kleinmut, und wird das universale, katholische Unternehmen zu einer Clique oder Sekte. Gott suchen in allen Dingen, ohne in diesen stecken zu bleiben. Wenn im Mittelpunkt der Seele die lebendige Liebesflamme des einzig Notwendigen brennt und jeder in der eigenen persönlichen und sozialen Rolle verwurzelt lebt, hat man keine übergeistige Verflüchtigung, keine desinkarnierte Idealisierung zu fürchten, denn genau dort und dann vollzieht sich die Vereinigung mit dem Sohn Gottes, der „die Himmel herabbeugt und heruntersteigt“ (Ps 17,10), Fleisch meines Fleisches wird und in mir und durch mich die Alltäglichkeit erlebt (Gal 2,20). Nur der gelebte Primat der Beschaulichkeit läßt uns die Logik und die Kunst der Leibwerdung mitvollziehen, die alles erlöst, erhöht und vergöttlicht.

Großmütige erreichen damit, ohne es direkt zu beabsichtigen, eine unglaubliche Fähigkeit, Leiden zu ertragen, eine außergewöhnliche Unermüdllichkeit in ihren Bemühungen, eine Bereitschaft zur Umarmung des Kreuzes ohne Konzessionen der Ablenkung, der Narkose und der faulen Tröstungen, sowie eine gelassene Heiterkeit, die weder die Ambitionen noch die Dürftigkeiten, weder die Enttäuschungen noch die Sorgen dieses Lebens trüben können . . . ja, dieses Lebens, das Miliz und zugleich Komödie ist, Bild und gleichzeitig Schatten des ewigen Lebens. Daher kommt es, daß der Großmütige demütig bleibt, daß sein Heroismus auf Großspürigkeit, Angeberei und Schwülstigkeit zu verzichten weiß. Er sucht nicht Trommel- und Trompetenruhm, sondern die höchsten Güter, wenn möglich ohne aufzufallen, ohne den Nächsten durch blendende und entmutigende Beispielhaftigkeit zu deprimieren. Seine Leidenschaft für das Hervorragende ist nicht emphatisch. Er kann sich keine Größe vorstellen, die sich nicht in Schönheit offenbart. Und all dies erscheint bei ihm ausgewogen im Charme der Selbstverständlichkeit. Er übertreibt nie, er macht von Stelzen, Kursivschrift und Fiselstimme keinen Gebrauch, weil „das Hochtrabende Verschwendung der Wertschätzung ist und dieses mangelhaftes Wissen und dubiosen Geschmack verrät“ (Baltasar Gracián). Es war jener Edelmann der Heiligkeit, Franz von Sales, der einem rechtschaffenen Christen empfohlen hat: „Aus Haltung und Schönheit schaffe man sich eine Hülle, durch welche das wahrhaft Ernste zurückgehalten, nicht zur Schau getragen, nicht durch den Alltag abgenutzt werde“.

Und schließen wir mit einem Wort eines anderen Großen, der zwar nicht heiliggesprochen wurde, aber ein guter, gläubiger Christ und Berater von drei österreichischen Kaisern

gewesen ist, des Prinzen Eugen an seine Offiziere: „Meine Herren, Sie haben nur eine Lebensberechtigung, wenn Sie beständig auch in der größten Gefahr als Beispiel wirken, *aber* in so leichter und heiterer Weise, daß es ihnen niemand zum Vorwurf machen kann“. Ohne diese Prise Selbstironie, welche die wahre Geistesfreiheit allem entgegenbringt, was nicht „das Eine Notwendige“ ist, gibt es keine Seelengröße. Wenigstens erreicht diese Tugend sonst nicht den ihr eigentümlichen Stil, denn die christliche Großmut, die so menschlich ist, und dadurch die göttliche Größe gleichsam ständig vor Augen hat, kann sich selbst nie zu ernst nehmen.

Anmerkungen:

- 1 C'est le regard qui manque à la lumière (Amrot-Dumont) Paris 1956, S. 239 f.
- 2 Siehe z. B.: Freunde Gottes, Adams-Verlag, Köln, 1979, Nr. 67, 149, 247, 307-308.
- 3 Deus, per quem nos res minutae non minuunt, Augustinus, Soliloquia liber 1, cap. 1.